



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein deutscher Jesuit in portugiesischer Gefangenschaft.

Grund und Boden, der damals noch billig zu haben war, für Missionszwecke anzukaufen. Hier siedelte er seine Brüder an, und in kurzer Zeit erstand eine ganze Reihe der hoffnungsvollsten Missionsstationen. Den gleichen Arbeitsgeist hauchte er auch den von ihm gestifteten Missionschwestern vom kostbaren Blute ein, die seit Jahren mit unermüdem Eifer auf allen unseren Missionsstationen, auch in Deutsch-Ostafrika bei den Vätern vom hl. Geist und den Trappisten am Kongo tätig sind, nicht nur in der Schule, sondern auch im Garten und Feld, in den mannigfachen Hand- und Industriearbeiten.

Und dieses „Ora et labora“ ist das Lozungswort für die ganze Mariannhiller Mission geblieben. Während die Priester im Chore stehen oder dem Studium, der Predigt und Seelsorge obliegen, arbeiten die Brüder und ihre schwarzen Lehrlinge und Gehilfen im Garten, im Feld und Wald, in den Stallungen, Werkstätten usw. Wo man hinsieht, überall ein Bild der rührigsten Arbeit. In der Buchdruckerei und Buchbinderei sind gewandte Hände tätig, für die Mission die nötigen Bücher, Zeitungen und Drucksachen herzustellen. Pflug und Egge, sowie das Gerassel landwirtschaftlicher Maschinen legen beredtes Zeugnis ab für einen rationellen Feldbau. Hier lenkt ein Bruder mit fundiger Hand die Mähmaschine, während drüben in der Waldplantage sein Ordensgenosse mit einem Trupp schwarzer Arbeiter mit dem Schälen von Wattleinde beschäftigt ist. Wieder andere sind mit der Herstellung von Ziegeln, mit dem Baue neuer Kirchen und Schulen oder deren Innenausstattung beschäftigt, kurz, überall herrscht reges Leben, strenge, wohlgeordnete Arbeit, doch geheiligt durch Gebet und frommen Aufblick zu Gott.

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Jesuit in portugiesischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Am 7. September 1759 machte ich mit meinem Gefährten einen Besuch in Lete, meinem früheren Missionsposten. Ich folgte dabei der Einladung des dortigen Missionärs, eines alten treuen Freundes, und so feierten wir zusammen in Liebe und Eintracht das schöne Fest Maria-Geburt. Trotz meines Vorhabens, noch an diesem Tage nach Hause zurückzukehren, mußte ich auf die dringenden Bitten des Missionärs und einiger in Lete wohnenden Portugiesen bis zum folgenden Tage bleiben.

So saßen also wir drei Jesuiten nach einem frugalen Mittagmahle vergnügt beieinander und waren in unserer Unterhaltung gerade in einem lebhaften theologischen Disput über die Erbsünde begriffen, als plötzlich zu unserer nicht geringen Ueberraschung der portugiesische Kommandant mit mehreren Beamten des Ortes, von einer zahlreichen weißen und schwarzen Mannschaft begleitet, in unserer Wohnung eintraf. Ohne etwas Schlimmes zu ahnen, empfingen wir den hohen Besuch mit geziemender Ehrfurcht und führten ihn und seine Begleiter in das große Empfangszimmer.

Nach kurzem Gespräch stand der Kommandant auf und verkündete uns in sichtlicher Verlegenheit und mit Tränen in den Augen — denn er war uns stets in väterlicher Guld gewogen gewesen — er habe sich eines traurigen Auftrages zu entledigen und müsse uns im Namen Seiner Majestät, des Königs von Portugal, als

Staatsgefangene erklären. Der Befehl war so gemessen und streng, daß wir sofort, wie wir gingen und standen, von der bewaffneten Mannschaft in die Festung abgeführt wurden. Man gestattete uns nicht einmal, auf unser Zimmer zurückzugehen, um das Brevier zu holen. In der Festung selbst warf man uns in einen finstern, von Ungezieser wimmelnden Kerker, worin kurz zuvor einige schwarze Verbrecher gelegen hatten. Vor der Türe stand ein bewaffneter Posten und hielt Tag und Nacht strenge Wache.

Auf die Frage, weshalb man denn eine so entsetzliche Strafe über uns verhängte, bekamen wir zur Antwort, wir selbst seien zwar unschuldig, allein unsere Brüder in Portugal hätten dem Könige nach dem Leben gestrebt und viele andere Missetaten begangen; alle diese Frevel fielen nun dem ganzen Orden zur Last, und sie hafteten an uns wie eine Erbsünde.

Man denke sich unseren Schrecken! Wir waren wie aus den Wolken gefallen; das Ganze kam zu plötzlich, zu unvermittelt. Bisher waren wir höchst angesehene, überall beliebte und bevorzugte Missionäre gewesen, und jetzt lagen wir, mit Schande und Spott beladen, in einem elenden Kerker! Meine beiden Gefährten brachen in heiße Tränen aus, ich aber hatte nicht das Glück, mein schweres, durch namenlosen Kummer beschwertes Herz durch Tränen erleichtern zu können.

Bisweilen besuchte uns der Kommandant und andere Herren, auch die in Lete wohnenden Dominikaner kamen zu uns und sprachen uns Trost zu; doch was vermögen leere Worte in solcher Lage? Helfen konnte uns außer Gott doch niemand. Wohl machte man Pläne und allerlei Vorschläge. So erklärte uns ein portugiesischer Offizier, er wisse einen geheimen Gang, der aus dem Kerker ins Freie führe und erbot sich, uns persönlich zur Flucht zu verhelfen. Ebenso versicherten uns die Hauptleute der Schwarzen, sowohl die von Lete, wie jene zu Marangue, die uns besuchen durften, sie seien bereit, im Verein mit allen ihren schwarzen Landsleuten Blut und Leben zu unserer Befreiung zur Verfügung zu stellen; doch wir lehnten alles dankend ab. Einerseits lebte in unserm Herzen die stille Hoffnung, unsere Angelegenheit werde sich doch noch zu unseren Gunsten entscheiden, man werde unsere Unschuld erkennen und uns wieder in die früheren Stellen zurücklassen, andererseits wäre uns mit der bloßen Flucht aus dem Gefängnis wenig geholfen gewesen. Denn was sollten wir dann anfangen? Wir konnten doch nicht wie die Wilden in den Wäldern und Einöden umherirren, und zur Flucht nach Europa fehlten uns alle Mittel. Wenn die Schwarzen uns mit Gewalt befreit hätten — an Erfolg hätte es ihnen wohl nicht gefehlt, denn gerade die hiesigen Kaffern sind tapferer, im Kampfe wohlgeschulte Leute und waren uns Missionären überaus zugestanden — so wäre es ohne Zweifel zu blutigen Austritten gekommen. Der Schwarze ist immer zum Aufruhr und Kriege bereit; er haßt die europäischen Eroberer und liebt den Streit, der ihm willkommene Gelegenheit zum Zechen, Plündern und Stehlen bietet. Nein, diese Verantwortung wollten wir nicht auf uns laden; da blieben wir schon lieber in unserm dumpfen Gefängnis und stellten unsere Hilfe Gott anheim.

Nach acht Tagen holte man uns heraus, setzte uns in ein kleines Ruderchiff und führte uns unter Begleitung eines Offiziers und einiger Mannschaft den Sambefluß hinab gegen Sena zu. Am ersten Abend landeten wir bei unserer Missionsstation Marangue; es

wurde uns aber nicht gestattet, dort zu übernachten, wir mußten vielmehr unter einem Zelt am Ufer bleiben. Erst kurz vor der Abfahrt erhielten wir Erlaubnis, schnell nach unserer Wohnung zu gehen, um dort einige Kleidungsstücke zu holen, denn ich hatte nichts, als das, was ich am Leibe trug. Doch wie sah es in unserm, früher so stillen und friedlichen Heim aus! Alles war durchwühlt und drunter und drüber geworfen, die Schwarzen zum großen Teile geflüchtet, nur mein treuer Diener, den ich von Indien mitgenommen hatte, war im Missionshause zurückgeblieben. Ach, der gute Mann weinte bitterlich, als er mich in solchem Elende sah; nur allzu gern hätte er mich begleitet, doch er durfte nicht; dagegen gestattete man mir gnädigst, einen schwarzen Knaben zu meiner Bedienung mitzunehmen.

Nach einer Fahrt von acht Tagen kamen wir nach Sena. Der dortige Kommandant behandelte uns mit der rücksichtslosesten Schärfe; man sperrte uns in einen finsternen Kerker und kein Mensch durfte uns besuchen. So saßen wir denn als Gefangene an einem Ort, der bis vor kurzem die Hauptresidenz unserer Mission gewesen war. So vergeht die Herrlichkeit der Welt! Eine Woche hielt man uns hier in strenger Haft, dann fuhren wir auf einem zweiten kleinen Fahrzeug weiter flussabwärts gegen die Küste zu. Der Wache haltende Offizier hielt uns sehr streng und ließ uns nie allein. Ein besonders wachsame Auge hatte er auf mich, ohne daß ich mir die Ursache davon erklären konnte. Das Nachtlager wurde jedesmal am Sambesiufer aufgeschlagen, obgleich wir einmal an einer dritten Missionsstation (Kaja) vorbeikamen, wo wir es viel bequemer gehabt hätten. Die schwachen Zelte boten uns wenig Schutz; einmal warf ein heftiger Sturmwind, der die ganze Nacht hindurch tobte, so viel Flugsand herein, daß wir beinahe erstickt wären.

Als wir endlich an die Stelle kamen, wo sich der Sambesi in zwei Arme teilt, wurden wir einem neuen Offizier überwiesen, der uns vollends nach Quilimane bringen sollte. Er war ein guter, bescheidener Mann und tat alles, unser schweres Los zu erleichtern. Da die dortige Festung volle zwei Stunden von der eigentlichen Stadt entfernt liegt, sollten wir gemäß einer Verfügung des Gouverneurs von Sena auf ein vor Anker liegendes Schiff gebracht werden; doch der Kommandant von Quilimane war menschlicher, wies uns die dortige Jesuitenstation als Wohnung an und ließ uns nur zum Schein bewachen. Das war für uns, da schon drei andere Jesuiten hier gefangen saßen, eine große Wohltat; wir konnten uns so in unserer Bedrängnis doch gegenseitig trösten und einigermaßen einander beistehen.

Dem Gouverneur folgte zwar eine Weisung nach der andern, uns auf ein Schiff zu bringen, doch der Kommandant gab gelassen zur Antwort, er habe keinen andern Befehl, als uns sicher nach Mozambique zu schicken und das wolle er bei erster Gelegenheit tun; auf dem Schiffe wäre ferner die Unbequemlichkeit gar zu groß, sowohl für die Missionäre, wie für die Wächter und all jene, die für unsere Verpflegung zu sorgen hätten. Dieser brave Kommandant war unserm Orden

immer sehr gewogen gewesen; er gestand uns übrigens unverhohlen, daß ihm, wenn von uns der eine oder andre davonginge — Gelegenheit hiezu hätte sich täglich geboten — kein anderes Mittel übrig bliebe, um den eigenen Kopf zu retten, als ebenfalls schleunige Flucht.

Wir lagen in Quilimane vom 3. Oktober bis zum 1. November 1759. An letzterem Tag pflegten die hier im Hafen liegenden Schiffe nach Mozambique abzufahren. Am Feste Allerheiligen durfte einer von uns die hl. Messe lesen und den übrigen die hl. Kommunion



Missionströlein „St. Bernard“ (Filiale von Lourdes).

reichen, eine Begünstigung, die uns seit dem Tage unserer Gefangennehmung zum erstenmale zuteil wurde. Ich gestehe, es wollte uns Priestern immer fast das Herz brechen, wenn wir unsere Kirche, die nur einen Flintenschuß von unserer Wohnung entfernt war, so nahe vor uns liegen sahen und doch nicht hinüber durften, um wieder einmal die hl. Messe zu lesen. Am genannten Feste machte man die erwähnte Ausnahme. Durfte der Kommandant das erlauben? Ja, denn es bestand seit langer Zeit ein ausdrücklicher Befehl sowohl des Königs, als auch des Bischofes, daß alle jene, die diesen höchst gefährlichen Hafen verließen und sich aufs hohe Meer hinauswagten, zuvor das hl. Abendmahl empfangen. Gar oft war es für die Empfänger die letzte Weggeh-

rung, denn es gingen hier alljährlich viele Schiffe zu Grunde.

Die Zeit um Allerheiligen galt im allgemeinen als besonders günstig; auch pflegte man sonst gerne den Eintritt des Vollmondes abzuwarten, weil dann die Tiefe des Wassers 5—6 Spannen mehr beträgt und man dadurch gegen die vielen Sandbänke besser gesichert ist. Ferner muß man zum Auslaufen die Ebbe, und zum Einlaufen die Flut abwarten, die genau alle sechs Stunden erfolgt, weil dann das Schiff von der Strömung des Wassers leichter fortgetrieben wird; endlich muß man einen möglichst günstigen Wind benützen.

Am 2. November fuhrten wir zunächst hinaus bis zur Festung Tangelane, wo sich der Sambesi ins Meer ergießt. Wir lagen da noch vor Anker, als sich ein anderes Schiff, das unter Bedeckung des unsrigen segeln wollte, sich vermaßen hinauszugate. Doch der Wind war zu schwach, und so stieß es, von der Gewalt der Meeresströmung mitfortgerissen, noch vor unseren Augen mit solcher Gewalt auf eine Sandbank, daß es mitten entzwei brach und sofort in der Tiefe versank. Man schickte zwar sogleich ein mit 8—10 Ruderern besetztes Boot hinaus, um Hilfe zu leisten; vergebens, es war keine Spur mehr davon zu erblicken. Erst später hörten wir, daß es dennoch vier Matrosen gelungen sei, sich durch Schwimmen zu retten. Es hätten der anfänglichen Bestimmung gemäß auch drei von uns gefangenen Jesuiten mitfahren sollen, doch die göttliche Vorsehung bewirkte, daß man den Befehl in letzter Stunde widerrief, und so blieben sie einem anderen Schicksal vorbehalten.

Nun mußten wir in Tangelane den Mondwechsel abwarten. Am 22. November wagten wir endlich die Ausfahrt. In großer Angst fuhrten wir an den großen Sandbänken vorbei und kamen auch glücklich ins offene Meer; doch selbst hier drohte noch ständig Gefahr; Tag und Nacht schweben die Schiffsleute der gefährlichen Küste entlang in Furcht, es möchte das Fahrzeug auf einer der gefährlichen Klippen und Sandbänke, die hart unter der Oberfläche des Wassers verborgen liegen, aufliegen und zerschellen.

Eine andere Unbequemlichkeit war das stinkende Trinkwasser, womit wir uns behelfen mußten; schon der bloße Gedanke an die unreinen Pfützen, aus denen wir es hatten schöpfen sehen, erregte uns den Ekel. Als Labjal gab uns der menschenfreundliche Kapitän zuweilen ein Gläschen Wein, obschon dieser auf dem Schiff, zumal in einer so abgelegenen Weltgegend sehr teuer ist. So fuhrten wir zwölf Tage an der ostafrikanischen Küste dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Masilo und Masilonjane.

(Eine kassrische Volks Sage.)

Der Charakter eines Volkes erhellt nicht in letzter Linie auch aus der Sage und Legende, die sich bei ihm lebendig erhalten hat. Man sieht darin, wie in einem getreuen Spiegelbild, wie ein Volk denkt und fühlt. Ueberdies werden in solch alten Volksagen nicht selten Sitten und Gebräuche erwähnt, die inzwischen längst verschwunden und oft ganz entgegengesetzten Platz gemacht haben. Den Forscher mutet das oft ähnlich an wie die geologischen Ablagerungen in einem Steinbruch, wo auch die einzelnen Schichten ein stumm beredtes Zeugnis dafür ablegen, was da im Laufe der Jahrhunderte alles aufeinander folgte.

Merkwürdiger Weise haben sich von den Gebräuchen, die in den alten Sagen des Kassernlandes erwähnt werden und die hier längst verschwunden sind, noch ziemlich viele bei den Polynesiern bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese auffallende Erscheinung weist auf eine Zeit hin, die weit, weit hinter uns liegt. Damals hatten sich diese zwei Volksstämme noch nicht endgültig getrennt. Wann und wie dies geschah, wer vermag das zu sagen, da jede historische Ueberlieferung fehlt? Wir werden da immer mehr oder weniger auf bloße Hypothesen und Vermutungen angewiesen sein.

Wir wollen uns übrigens damit begnügen, aus dem unererschöpflichen Sagenkreise des Kassernvolkes — noch reicher an Sagen sollen die Hottentotten und Buschmänner sein — nur einige wenige, gleichsam als Stichproben, anzufügen. Auch sei hier bemerkt, daß die Schwarzen ihre alten, einheimischen Sagen immer mehr vergessen. Die ständig vorschreitende europäische Zivilisation bewirkt, daß die jüngere Generation diese Sachen, auf welche die Alten so hohe Stücke hielten und die sie mit größter Treue ihren Kindern und Kindeskindern überlieferten, belächelt und als törichte Aemmenmärchen verachtet. Diese hyperflugen Jünglinge moderner Kultur sehen auf den ersten Blick, daß das keine historischen Tatsachen, sondern bloße Gebilde der menschlichen Phantasie sind; den tiefen Sinn aber, der oftmals darunter verborgen ist, erfassen sie nicht und so schütten sie das Kind mit samt dem Bade aus.

Doch zu Sache; grau ist jede Theorie, doch grün ist des Lebens goldner Baum! Eine in Kassernhütten noch häufig kursierende Geschichte lautet folgendermaßen:

Masilo und Masilonjane, zwei Brüder, gingen in uralter Zeit zusammen auf die Jagd. Es war noch früh Morgen, als sie an einem Platz anlangten, wo zwei Wege in entgegengesetzter Richtung auseinander gingen. Da sagte Masilo zu seinem jüngeren Bruder: „Geh du auf diesem Weg, in will den anderen wählen. Gegen Abend, wenn die Sonne untergeht, wollen wir hier wieder zusammentreffen.“

Masilonjane ging auf den Vorschlag ein und wanderte auf seinem Pfade weit, weit fort. Als er schon manche Stunde gegangen war und sich bereits ordentlich müde fühlte, sah er plötzlich in einer Schlucht einen Kraal vor sich liegen. Er troch in die erste Hütte hinein und fand sie verlassen, ging dann in die zweite; sie war gleichfalls leer. Ebenso die dritte. Schon wollte er enttäuscht weitergehen, als er am Boden der dritten Hütte eine Anzahl Töpfe bemerkte, die umgestülpt am Boden lagen. Er tritt zum ersten heran und kehrt ihn um; er ist leer, ebenso alle übrigen. Doch ganz am Ende der Reihe ist noch einer, bedeutend größer als alle übrigen. Er will auch ihn umkehren, vergebens; es gelingt ihm nicht, er zerreißt dabei bloß seinen Gürtel. Dreimal ist ihm der Gürtel zerrissen und dreimal hat er ihn neu gefnüpft. Da setzt er nochmals an, stemmt alle seine Kraft ein und kehrt den großen Topf um. Was ist darin? — Ein altes, kleines Weiblein, das emsig damit beschäftigt ist, Tabak zu reiben.

Das Weiblein fing zu reden an und sprach zu ihm: „Kind meines Kindes, nimm mich auf deinen Rücken. Du bist jung und stark, ich aber bin klein und schon sehr auf Jahren, folglich kannst du mich leicht tragen.“

Masilonjane war's zufrieden, nahm das Weiblein auf den Rücken und wanderte damit fort, weit fort, bis er an einen großen Wasserriumpel kam. Hier waren